

Predigt über Jeremia 14, 1-9 am 18. Januar 2026

Liebe Gemeinde,

wir haben in der Lesung den Predigttext aus dem Buch des Propheten Jeremia gehört.

„Trauernd sind die Menschen zu Boden gesunken. Klagegeschrei steigt auf.“

Ich hoffe mal, das ist kein Bild für die Situation in der Trierer Gemeinde nach meinem Abschied.

Im ersten Moment musste ich schmunzeln, als ich den Text las, weil ich ihn natürlich sofort mit der Abschiedssituation in Verbindung gebracht habe. Aber das Schmunzeln verging mir schnell, bei näherer Betrachtung. Denn uns wird hier einiges zugemutet. Gern hätte ich mich heute mit leichterem Kost, mit etwas Erbaulichem verabschiedet. Aber ich wollte mich auch nicht drücken. Denn letztlich geht es, meines Erachtens, in diesem Text auch darum: sich nicht drücken vor dem Unangenehmen, sich der eigenen Schuld stellen, unschönen Wahrheiten ins Gesicht sehen, Konsequenzen für das eigene Handeln ziehen, auch wenn sie schwerfallen.

Ganz ehrlich: in diesem prophetischen Text steckt wenig Evangelium, wenig frohe Botschaft. Er passt irgendwie wenig zur versprochenen Fülle der Gnade aus dem Wochenspruch.

Ich hab ja mal gelernt, dass man in einer Predigt nicht zu viele negative Beispiele bringen soll, weil die viel mehr im Kopf der Zuhörenden verfangen als das Positive, das man ihnen eigentlich entgegenstellen möchte. Ein Negativbild braucht drei positive, sagt man. Heute halte ich mich nicht daran.

Der Jeremia kannte diese Regel offenbar auch nicht. Oder es ging ihm einfach um etwas anderes. Er meldet sich aus einer wirklich verzweifelten Lage mit ganz realer Schuld und ganz realer Not.

Damit passt er in unsere Zeit. Und dann müssen wir vielleicht auch einfach einmal das Leid und die Ungerechtigkeit aushalten und nicht gleich mit dem „Gott hat dich lieb“-Besen allen Dreck unter den Teppich kehren.

Unser Text ist in meiner Bibelausgabe überschrieben mit „Die Dürrekatastrophe“. Und die beschreibt Jeremia dann ja auch. Selbst die Diener der Reichen und

Privilegierten finden kein Wasser mehr. Die Hirschkuh, bekannt dafür, besonders fürsorglich mit ihren Jungtieren umzugehen, lässt ihr Junges deswegen im Stich. Die Wildesel, eigentlich sehr resilient gegen Wassermangel, heulen vor Durst auf den kahlen Höhlen.

Sofort sehe ich die inneren Bilder vor meinem Auge: die ausgetrocknete Sahelzone. Hungernde Kinder mit Blähbauch im failed state Sudan. Das komplett zerstörte Gaza, das nur noch eine Trümmerwüste ist, wo Wasser und Strom nicht verlässlich fließen. Waldbrände in Australien und Südeuropa, die alles wegfressen, weil es staubtrocken ist. Und ich denke an die Gemälde vom Bananensprayer Thomas Baumgartl zur Apokalypse, die 2024 hier in unserer Kirche gehangen haben. Von dem fahlen Pferd inmitten einer von Umweltzerstörung und Klimawandel geschundenen Landschaft.

In meinen Ohren höre ich die aufgeblasene Kriegsrhetorik Donald Trumps, die dreisten Lügen der Populisten, die weltweit auf dem Vormarsch sind, die aggressive Propaganda aus dem Kreml, die menschenverachtende Hetze und Diskriminierung gegenüber People of Color, queeren Menschen oder einfach solchen, die andere Meinung vertreten.

Nein, der Jeremia und die Assoziationen, die er heute auslöst, passen nicht zu einem fröhlich-wehmütigen Abschiedsgottesdienst, er passt auch nicht zu einem Wohlfühl-Evangelium. Aber er passt in unsere Zeit. Angesichts der Weltlage würde ich manchmal auch gerne trauernd und wütend zu Boden sinken und Klagegeschrei erheben. Da fällt mir, ehrlich gesagt, auch nicht immer eine frohe Botschaft als ausreichendes Gegengewicht ein.

Jeremia klagt. Eigentlich klagt Gott sogar selbst, durch die Stimme des Propheten. Er benennt die Realität der Schuld. Der Zustand, in dem sich Jerusalem und Juda befinden, ist kein Zufall, kein Pech. Sondern das Volk ist selbst schuld daran. Das wurde schon in den vorhergehenden Kapiteln deutlich.

Nur ganz langsam setzt sich die Erkenntnis bei den Menschen durch: Es könnte sein, dass wir selbst das Problem sind.

Wie kann Gott das zulassen, fragen wir so oft. Auch nicht zu Unrecht, finde ich. Und trotzdem ist ein Teil der Antwort: schauen wir auf uns, auf die Menschheit! Gott hat nicht die Ukraine überfallen. Gott will sich nicht Grönland einverleiben. Gott schlägt nicht das eigene protestierende Volk nieder. Gott verbreitet keine Lügen auf Social Media. Gott pustet keine wahnsinnigen Mengen CO2 in den Himmel, sodass sich das Klima derart ändert, dass das Leben auf der Erde zunehmend schwerer wird. Das machen Menschen. Wir sind schuld, fragen dann aber Gott: Warum tust du nichts? Du könntest doch?!

Natürlich ist dieses Wir auch übertrieben und unfair. Während einige wenige sehr viel Schuld auf sich laden, leidet die Mehrheit der Menschen ja selbst darunter. Und doch bringt uns Jeremia dazu, auch auf unseren eigenen Anteil zu schauen. Wo hab ich mich bei Facebook doch nicht beherrschen können, einen unfairen Kommentar hinterlassen und eine Debatte unnötig angeheizt? Habe ich nicht vielleicht in einem Moment der Frustration diese Populisten gewählt, die jetzt doch keine Lösungen fürs Land haben, sondern alles nur schlimmer machen? Ist nicht auch mein ökologischer Fußabdruck viel zu groß?

Natürlich überwinde ich nicht die Spaltung der Gesellschaft, wenn ich mich bei Facebook abmelde. Natürlich verändert meine einzelne Stimme den Wahlausgang vermutlich nicht. Natürlich hält es den Klimawandel nicht auf, wenn ich meine Flugreise absage und weniger Fleisch esse. Aber wo sollte ich sonst anfangen, als bei mir selbst?

Schuldhaftes Verhalten, sündiges Verhalten hat schnell Auswirkungen auf viele. Andersherum kann ich andere schwer ändern, sondern muss bei mir selbst anfangen. Darum geht es Jeremia: Um das Volk. Wir würden vielleicht sagen: Ums Gemeinwohl.

Überhaupt, der Jeremia: Unser kurzer Abschnitt an sich sagt gar nicht so viel aus. Man muss ihn im Zusammenhang lesen. Jeremia ringt mit Gott. In seinem Buch über viele Kapitel hinweg. Gott klagt gegen das Volk, das Volk klagt gegen Gott. Jeremia ist der Vermittler. Er tritt fürs Volk ein, erinnert Gott an seine Verheißungen. Immer wieder. Er beteuert die Hoffnung Israels und Judas. Gott hingegen fordert Umkehr und Bekenntnis zu ihm – und zwar nur zu ihm.

Damit hat die angesprochene Schuld auch eine religiöse Dimension. Gott nicht zu vertrauen, andere Götter anzubeten – auch das macht Schuld aus.

Volk und Gott diskutieren, streiten, klagen gegenseitig. Wie bei menschlichen Beziehungen gibt es einen Punkt, wo eine Grenze erreicht ist, wo ein Partner nicht mehr kann. Gott hat alles versucht. Vergeblich hat er sich bemüht, sein Volk auf dem rechten Weg zu führen. Doch seine geliebten Menschen wollten einfach nicht. Jetzt kann nur eine grundlegende Veränderung helfen. Jetzt muss es durch eine Phase der Distanzierung und Entfremdung gehen. Das Volk erlebt die Kehrseite seines eigenen früheren Fehlverhaltens. Ein „Sorry, tut mir leid“ hilft nicht mehr. Gott begibt sich nicht in eine Co-Abhängigkeit und unterstützt das toxische Verhalten seines Volkes, in dem er einfach alles gut macht.

Erst spätere Abschnitte des Jeremiabuches ab Kapitel 29 zeigen, dass Gott auch darin sich erweichen lässt und seine Liebe nicht verliert.

Bis dahin bleibt uns Lesenden nichts anderes übrig als in Resonanz zu gehen mit dem Faktum: Diese Welt ist ungerecht. Das Unrecht, das manche Menschen ausüben und das andere Menschen erleiden müssen, ist unerträglich.

Jeremia unterstreicht die Ernsthaftigkeit der Umkehr. Das gilt für unsere Gottesbeziehung und für unsere menschlichen Beziehungen. Es gibt eben Situationen, da ist es mit einer lapidaren Entschuldigung nicht getan. Da muss mehr geschehen, um Vertrauen wiederherzustellen und Vergebung zu ermöglichen. Gott nimmt uns nicht einfach die Konsequenzen unseres Tuns und Handelns ab. Das wäre ein falsches Verständnis von Gnade und Vergebung.

In Bezug auf Gott betont der Prophet grade deshalb die Notwendigkeit der Treue. Bleibt bei Gott! ruft er seinem Volk zu. Haltet an ihm fest! Er trägt die Ermutigung vor, mit Gott zu ringen, ihm das eigene Leid und Unrecht zu klagen und ihn an seine Verheißungen zu erinnern.

Und dennoch: So viele flehende Rufe an Gott, die nicht wahrgenommen werden von Gott, gibt es sonst nicht in der Bibel. Jeremia – und mit ihm auch wir – müssen uns eingestehen: Das ist die Freiheit Gottes. Er muss sich nicht erbarmen. Er muss nicht immer gnädig sein. Und doch schenkt er letztlich aus der Fülle der Gnade.

Was ich spannend finde – und dann am Ende doch hoffnungsvoll: Jeremia gibt nicht auf. Er bleibt Gott treu – auch wenn es sein Volk nicht ist.

Für ihn führt die ganze Erfahrung von Leid und Ungerechtigkeit, die Erfahrung der Dürrekatastrophe, nicht etwa dazu zu sagen: Es gibt keinen Gott. Oder: ich suche mir einen anderen Gott. Auch fügt er sich nicht einfach in sein Leid, sondern er beharrt darauf, es mit Gott auszuhandeln.

Der Prophet schreibt davon: Gott ist die Hoffnung. Der Retter. Wer sonst sollte es sein?

Und er erinnert Gott: „Du bist doch mitten unter uns, Herr, und wir tragen deinen Namen.“ Die Beziehung ist nicht aufgelöst. Sie besteht weiter. Auch wenn sie gerade durch eine schwere Phase geht und Distanz angesagt ist. „Herr, wir tragen deinen Namen.“ Das ist mir dann doch die frohe Botschaft hier im Text. Ich denke an Martin Luther, der in den vielen Momenten, in denen er an Gott zweifelte und verzweifelte, ausrief „Ich bin getauft.“ Ich bin getauft. Ich trage Gottes Namen. Ich trage als Christ den Namen Christi.

Selbst wenn man an Gott verzagt und verzweifelt, bleibt er der Ort der Anbetung. Der Ort der Klage. Derjenige, der bleibt. Der Grund, auf dem wir stehen.

Darin finde ich mich dann auch ganz persönlich wieder. Diese Überzeugung hat mich immer wieder gehalten in den schweren Zeiten meines Glaubens. Wenn ich nicht mehr Glauben konnte, dass es Gott überhaupt gibt, wenn ich mich verlassen fühlte, wenn ich nicht verstand, was das alles soll, was in meinem Leben und in dieser Welt passiert: Irgendwann stellte ich immer wieder fest: Ich mache diese Fragen noch mit Gott aus. Und kann dann in der Rückschau erkennen: wenn ich Gott selbst gefragt habe, ob es ihn überhaupt gibt, dann hat er mich eben auch in diesem Moment nicht losgelassen.

Gott ist, um es mit dem Glaubensbekenntnis Bonhoeffers zu sagen, kein zeitloses Fatum, also kein feststehendes Schicksal, das uns Menschen ereilt. Sondern Gott ist Beziehungswesen, ein Gegenüber. Der auch mal zornig wird. Der Schuld nicht einfach wegpustet. Der aber auch aus dem Böstesten Gutes entstehen lassen kann und will. Er braucht dafür uns Menschen. Er braucht unser Vertrauen und unsere Hoffnung auf ihn. Gott will, dass wir uns von ihm, und hier zitiert Bonhoeffers meinen Konfirmationsvers, alle Dinge zum Besten dienen lassen.

Bonhoeffer bekennt, was schon Jeremia getan hat. Gott im aufrichtigen Gebet begegnen und mit verantwortlichen Taten unseren Beitrag leisten.

Denn es bleibt bei aller Realität der Schuld und der Ungerechtigkeit, mit der uns Jeremia heute konfrontiert hat: Von Gottes Fülle nehmen wir Gnade um Gnade. Nur aus der Gnade Gottes leben wir. Durch Gottes Gnade, bin ich, wer ich bin. Manchmal braucht es dafür eine Zeit der Distanzierung. Manchmal braucht es ein Klagen und ein Ringen. Keinesfalls sind wir Menschen aus der Verantwortung für uns selbst, diese Welt und für unsere Gottesbeziehung entbunden. Aber ich bin mir sicher: Gott lässt sich irgendwann erbarmen und schenkt uns Gnade.

Und so teile ich die Gewissheit des Apostels Paulus, die auch den Jeremia in seinem Ringen mit Gott offenbar stärkte: Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch irgendeine andere Kreatur uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn. (Röm 8, 38f)

Amen